

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 61 (1952)
Heft: 6

Artikel: Das Schwedische Rote Kreuz an der Arbeit in Korea
Autor: Grunewald, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Steine

Es waren einmal zwei Steine, der eine lag so, dass er immer vom Wasser des Flusses zugedeckt war, der andere aber blieb immer über der Wasseroberfläche.

Der untere Stein klagte nun: «Wenn ich nur einmal sehen könnte, wie es über der Wasseroberfläche aussieht.»

Der andere aber sagte: «So gut wäre es, einmal ganz im Wasser unterzutauchen.»

Das nächste Jahr war sehr regenarm, und der Fluss trocknete zum Teil aus. Der untere Stein ragte nun gänzlich aus dem Wasser heraus.

Es war sehr heiss und trocken. Die Ernte verbrannte, die Menschen blieben ohne Brot, das Vieh brüllte ständig vor Hunger, die ganze Natur war so gelb wie die Sonnenstrahlen.

«Es ist kein schönes Leben auf der Erde», sagte

der untere Stein, «wenn es so weiter geht, wird meine schöne Oberfläche ganz rissig. Wie viel besser war es in dem durchsichtigen Wasser. Eine fröhliche Schar Fische bewegte sich um mich und versteckte sich bei mir, wenn das Boot des Fischers in Sicht kam. Und wie lustig war es, als etwas Hirsebrei in meiner Nähe herunter fiel, wie zahlreich waren da die Fische, die zu mir auf Besuch kamen.»

Wie glücklich war dieser Stein, als das Wasser wieder stieg und ihn bedeckte.

Im nächsten Jahr kam Hochwasser. Das Wasser stieg und deckte auch den oberen Stein zu. Es war aber trübe und schmutzig, und der Stein, der so gerne ins Wasser gesehen hätte, sah nichts.

«Oh, wie schrecklich war es», sagte er, als er endlich wieder aus dem Wasser kam. Er hatte auch nie mehr den Wunsch, im Wasser unterzutauchen.

Das Schwedische Rote Kreuz an der Arbeit in Korea

Von Dr. med. Karl Grunewald, Lund



Skizzen von Warja Honegger-Lavater

Im Juni 1950 brach der Krieg zwischen Nord- und Südkorea aus. Der Schwedische Staat erklärte sich bereit, eine Ambulanz in jenes ferne Land zu senden, bewilligte Gelder und beauftragte das Schwedische Rote Kreuz, eine solche Ambulanz zu organisieren. Das Rote Kreuz wählte aus vielen Anmeldungen 170 Personen, davon 36 Krankenschwestern und 10 Aerzte. Die übrigen bestanden aus männlichen Pflegern und Fahrern.

Wir flogen zuerst nach den USA, um dort die letzte Ausrüstung zu erhalten. In San Francisco bestiegen wir einen grossen Truppentransporter, der uns in 17 Tagen über den Stillen Ozean zuerst nach Japan und dann nach Korea brachte.

Am nächsten Morgen, dem 23. September 1950, liefen wir in den Hafen von Pusan ein. Damals war Pusan der letzte Hafen Koreas, der sich noch im Besitze der Uno-Truppen befand, und alle empfanden ihn als letztes Atemloch. Bis zur Front zählte man nur noch 40–50 km.

Im Hafen wurden wir in grosse Autobusse gestopft und fuhren zuerst durch einen Stadtteil, der

ausschliesslich von geflüchteten Koreanern bewohnt war. Ein durchdringender Knoblauchgeruch schlug uns entgegen. In dichten Knäueln schoben sich weiss gekleidete Eingeborene aneinander vorbei, alle mit schweren Lasten beladen, welche die Männer auf dem Rücken, die Frauen auf dem Kopfe, diese dazu immer noch ein Kind auf dem Rücken, trugen. Andere Kinder spielten in den stinkenden Wassertümpeln beidseits der Strasse. Daneben reiheten sich die unbemalten Holz- oder Lehmhütten, die im besten Falle eine Bedachung aus Blech der überall umherliegenden Bierbüchsen zeigten, was zur Folge hatte, dass uns überall die Aufforderung entgegenleuchtete: «Drink Smith's Beer!»

Nach vier Kilometern Fahrt gelangten wir zu einem grossen Gebäude inmitten eines ausgedehnten Schulhofes am Rande der Stadt. Dieses Haus wurde bei unserer Ankunft zu einem Krankenhaus umgestaltet. Im ersten Stock wurden Operations- und Röntgenzimmer eingerichtet. In den folgenden Monaten ersuchten wir die Koreaner, ein gleich

grosses Gebäude zu errichten, in dem wir später nur medizinische Fälle behandelten. Inzwischen stellten wir auf dem Schulhof Baracken auf, in denen wir schon nach einer Woche die ersten Verwundeten aufnehmen konnten. In diesen Baracken fanden etwa 300 Betten Platz, weitere 200 wurden uns in den anderen Häusern zur Verfügung gestellt. Unser Pflegepersonal war eigentlich nur für 250 Kranke berechnet; es musste daher bei 500 Betten



das Doppelte leisten. Obwohl es in Pusan ausser unserem noch zwei doppelt so grosse Krankenhäuser gab, herrschte grosser Mangel an Betten. Wir führten das erste nicht amerikanische Krankenhaus in Korea.

Zu unserer Equipe gehörte auch ein schwedischer Hygieniker, der sich bei den dortigen sanitären Missverhältnissen ganz in seinem Element fühlte. Was gab es da für ihn nicht alles zu tun! Er fing damit an, alle stehenden Gewässer zu beseitigen, jeden Zoll mit DDT zu bespritzen, überall Moskitonetze anzubringen, das Trinkwasser zu kontrollieren und die Zubereitung des Essens zu überwachen. Die Folge davon war, dass man kurz vor der Rückkehr fast einen Hauch schwedischer Luft zu verspüren meinte.

Während dieser ersten Zeit in Pusan gelang es den UNO-Truppen, die feindliche Front, allerdings zu schnell, zurückzudrängen; denn die UNO-Truppen erreichten beinahe die chinesische Grenze innert zweier Monate. Sie führten nämlich den Krieg sozusagen auf zivilisierte Weise, hielten sich an die Strassen und besetzten die Bahnhöfe. Die Nordkoreaner indessen wichen seitwärts in die Berge aus. Die Meinung, die Nordkoreaner müssten sich wegen Nachschubschwierigkeiten ergeben, war falsch, denn diese Männer sind so genügsam und an ein hartes Leben gewöhnt, dass sie vierzehn Tage lang von dem, was sie mitführen, zu leben vermögen. Der amerikanische Soldat dagegen verlangt täglich sein warmes Essen, und das bekommt er auch. Da sich die hinter der Front zurückgebliebenen Nordkoreaner also keineswegs ergaben, sahen sich die UNO-Truppen gezwungen, fast von Süden

an wieder neu zu beginnen und Bergkuppe um Bergkuppe zu säubern. Dabei fanden sie Tausende von verwundeten Nordkoreanern, die sie nach Pusan brachten. Ein nordkoreanischer Arzt, den ich auf meiner Abteilung pflegte, erzählte: «Gewiss, wir haben in Nordkorea auch Krankenhäuser, aber alle Verwundeten, die nicht selbst aus eigener Kraft zu uns kommen können, lassen wir liegen. Wir haben nicht Personal genug, um sie zu holen.»

Die verwundeten Kriegsgefangenen kamen in Gruppen von 20—60 auf unseren Schulhof. Die meisten der Wunden waren nur mit Papier verbunden, nur wenige hatten einen Lumpenverband, sehr wenige einen Gipsverband, der aber immer zu gross und zu klumpig war. Fast alle Knochenbrüche waren nur mit Holzknüppeln fixiert. Einzeln holten wir die Gefangenen zum Entlausungszelt. Dort wurden ihnen alle Kleider und Verbände abgenommen und auf offenem Feuer verbrannt. Diese Massnahme steigerte die Angst der Gefangenen, denen erzählt worden war, sie würden bei der Gefangennahme verbrannt werden. Keiner versuchte indessen, Widerstand zu leisten; sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Alle waren bis zum Äussersten abgemagert, so dass die Jugendlichen greisen Männern glichen. Sie standen da, ganz nackt, zum Skelett abgemagert und hielten oft nur eine schlechte Photographie ihrer Familie in der Hand. Ein Bild grössten Elends. Sie wurden im Entlausungszelt einer Reinigung unterzogen und dann auf Tragbahnen gelegt, erhielten eine reine Decke und wurden ins Krankenhaus getragen. Dort wurden sie sofort operiert.

Schon am nächsten Tag, während der Arztvisite, bot sich ein ganz anderes Bild: die Patienten zeigten lebhaftes Interesse für ihre Umgebung, zählten die Tabletten und Spritzen, die ein jeder bekam, und freuten sich über das ihnen komisch erscheinende westliche Essen. Unsere Krankenschwestern widmeten sich ganz ihrer Pflege, lehrten sie neben gewöhnlichen Kinderspielen auch Karten spielen. In manchen Baracken hatten die Gefangenen gelernt, ihre Diagnose auf Schwedisch zu sagen, was dem Arzt sehr viel half. Auf beiden Seiten flossen Tränen, als die Kranken nach kurzer Zeit ins Gefangenenlager abtransportiert wurden.

Einen von ihnen nannten wir den «Kaffee-peter». Ein Geschoss hatte ihm das Kinn und die halbe Zunge weggeschossen. Wir versuchten, ihm ein neues Kinn zu bauen, doch während langer Zeit mussten wir ihn mittels eines Schlauches füttern. Er liebte Kaffee so sehr, dass, wenn die Schwester mit der Kaffeekanne erschien, er eigenhändig den Schlauch in den Magen schob, so dass die Schwester das Getränk nur in den Trichter zu giessen brauchte.

Unser Krankenhaus wurde der UNO-Organisation einverleibt, und das bedeutete, dass wir in der Folge als ein sogenanntes «Evacuation Hospital» arbeiteten. Wer bei uns eingeliefert wurde, erhielt sofort Behandlung und wurde operiert. Danach

wurde festgestellt, ob die weitere Behandlung länger als zehn bis vierzehn Tage dauern würde. In diesem Falle wurde der Patient in ein Spital evakuiert, wo er bis zur völligen Genesung bleiben konnte.

In den letzten drei Monaten von 1950 zum Beispiel zählten wir über 3000 Eingänge und mehr als 2000 Operationen. 1951 buchten wir über 9000 Aufnahmen und 6000 Operationen. 43 % unserer Patienten traten wieder ihren Dienst an, während die übrigen nach Japan evakuiert wurden. In den ersten Monaten unserer Tätigkeit wurden uns fast nur gefangene Nordkoreaner zugewiesen. Wir konnten uns des Eindrucks nicht erwehren, dass die höchsten amerikanischen Sanitätsoffiziere nicht richtig zu beurteilen vermochten, wie wir Schweden die Kranken behandelten. Es erfüllte uns daher mit Genugtuung, als nach vier Monaten bestimmt wurde, dem schwedischen Krankenhaus in Pusan seien in erster Linie amerikanische Verwundete und Kranke zuzuweisen. Seitdem waren etwa 75 % unserer Pfleglinge Amerikaner, die übrigen Briten, Franzosen, Koreaner, Türken, Australier, Inder, Griechen usw. Zusammen zählten wir 18 Nationen in unserem Krankenhaus — ein wirklich internationales Spital!

Zu unserem grossen Erstaunen fanden wir, dass tief in den Wunden von rund 20 % der Gefangenen Hunderte bis Tausende von Maden herumkrochen. Anfangs erfüllte uns dieser Umstand mit grosser Sorge; wir gossen Aether in die Wunden, um die Maden zu töten, diese Prozedur schmerzte sehr, aber die Gefangenen liessen es eifrig geschehen. Dann stellten wir staunend fest, dass die mit Maden bevölkerten Wunden ungewöhnlich rein waren. Eiter war darin kaum zu finden, und das Fleisch war rot und frisch. Nach und nach stellten wir fest, dass die Maden ein Enzym absondern, das die Bakterien tötet. Wir zogen daraus die Folgerung, dass viele Koreaner es diesen Maden zu danken haben, dass sie noch leben.

Im weiteren stellten wir fest, dass die Wunden dieser abgemagerten Koreaner, die zwei bis drei Wochen ohne Hilfe in den Bergen gelegen hatten, sehr schnell heilten. Durch Röntgenaufnahme kann man ja ungefähr feststellen, wie rasch die Heilung einer Fraktur vor sich geht. Wenn die Heilung bei uns etwa zwei Monate in Anspruch nimmt, erfolgte sie bei den Koreanern in drei Wochen! Dasselbe traf auch bei allen anderen Krankheiten zu. Welches ist die Ursache? Wir kennen sie nicht. Wir wissen nur, dass die Männer sehr mager waren, dass sie lange Zeit nur Pflanzenkost genossen hatten und dass sie einen zähen Willen zum Leben besitzen. Zum Leben — wofür? muss man sich fragen, wenn man das zerstörte Land und seine bedauernswerte Bevölkerung betrachtet.

In den ersten drei Monaten mussten wir gegen eine Krankheit kämpfen, die in Europa ungewöhnlich ist: nämlich gegen den Tetanus oder Starrkrampf. Er kam nur bei den Nordkoreanern vor,

von denen keiner eine Tetanus-Spritze erhalten hatte. Die Krankheit zeigt sich zunächst darin, dass der Befallene seinen Mund nicht öffnen kann. Dann wird der Nacken und, wenn der Mann erschrickt, der ganze Körper steif. In diesem Zustand kann er bis zu 12 Stunden liegen und dauernd neue Anfälle bekommen. Diese Schwerkranken müssen in ein dunkles und ruhiges Zimmer gebracht werden. Sie können nicht selbst schlucken, man muss sie künstlich ernähren. Die Sterblichkeit beträgt bis zu 90 %. Uns wurden 15 Tetanusfälle zugewiesen; wir brachten sie alle in der gleichen Baracke unter, die indessen vom Personal sehr gefürchtet war. Ein älterer schwedischer Helfer meldete sich freiwillig zur Pflege, wohnte in der Baracke und gab sich in aufopfernder Weise der Pflege hin. Geduldig löffelte er den Kranken die flüssige Nahrung ein und versorgte sie wie eine Mutter das Kind. Der Erfolg blieb nicht aus: neun von diesen 15 Kranken durften wir als geheilt entlassen: also 60 %! Dieses prächtige Ergebnis bewies uns wieder einmal, dass es nicht immer auf moderne Krankenhäuser, Apparate und Aeusserlichkeiten ankommt, sondern dass die richtige Berufsauffassung und Hingabe des Pflegepersonals eine ausschlaggebende Rolle spielen kann.



Die neueste Methode der Wundbehandlung bestand darin, nach der Operation fast alle Verletzungen mit einer Gipsschicht zu umgeben, und zwar nicht nur Frakturen, sondern auch Verbrennungen und andere Wunden. Was erreichten wir damit? Der betreffende Körperteil wurde still-

gelegt, was als wichtigste Voraussetzung für eine schnelle Heilung gilt. Damit vermieden wir auch das tägliche Verbinden und ersparten Arbeitskräfte. Früher durfte die Gipsmethode nicht angewendet werden, weil die Wunde stets eiterte; heute kann der Arzt die Eiterung durch Anwendung von Antibiotika verhindern. Zudem wirkt der Gips wie ein Löschpapier; der Pflegende kann feststellen, wann er sich vollgesaugt hat, was in der Regel zehn bis vierzehn Tage nach der Operation der Fall ist. Dann wird der Gipsverband erneuert.

Es zeigte sich bald, dass etwa 50 % der eingewiesenen Soldaten nicht verwundet, sondern erkrankt waren und somit in die Abteilung der Inneren Medizin gehörten. Für Erkrankungen sind die im Felde Stehenden viel anfälliger als zu Hause. Ich hatte etwa 80—100 solcher Kranken zu versorgen. Sie wurden täglich behandelt, und bei der Visite wurde ihr Fall eingehend mit ihnen besprochen. Diese Arbeit musste auch an Sonn- und Festtagen gleichmässig durchgeführt werden.

Als ich eines nachts Dienst hatte, klopfen zwei junge Koreanerinnen bei uns an, die eine mit einem ein bis zwei Wochen alten Kind. Sie hatten wie Hunderttausende anderer Flüchtlinge ihr heimatliches Dorf verlassen müssen, und die junge Mutter hatte ihr Kind am Strassenrand zur Welt gebracht und sich von der Geburt noch nicht erholen können. Uns war es eigentlich streng verboten, Frauen in unser Krankenhaus aufzunehmen, aber Schwester Birgitt und ich versteckten Mutter und Kind in einer Baracke. Wir hatten nicht den Mut, die beiden ins Elend zu schicken, das Kind gedieh gut; sie blieben während Monaten unsere Gäste. In der Abschiedsstunde schenkte die Mutter im Ueberschwang ihrer Dankgefühle Schwester Birgitt ihr kostbarstes Gut, nämlich ihr Kind.

Es war überhaupt rührend, was sich die Koreaner manchmal ausdachten, um ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Ein südkoreanischer Soldat, der als gesund entlassen worden war, kam zum Beispiel eines Tages zu seiner Abteilungsschwester zurück. Er erzählte, dass er in Pusan gesehen habe, wie zwei glückliche Schweden sich Ringe kauften. Er hätte jetzt auch zwei gleiche Ringe gekauft — es waren Verlobungsringe —, wolle der Schwester den einen schenken, den andern müsse er behalten; denn, sagte er, er habe gesehen, dass sich die Schweden so verhielten, wenn sie froh und dankbar seien, und er sei froh und dankbar.

Wie sind die Menschen, in deren Mitte wir so lange gelebt und gearbeitet haben?

Die Männer Koreas tragen meist lange weisse Mäntel. Vor mehreren Jahrhunderten bestimmte ein Kaiser, dass nach einem Todesfall in der kaiserlichen Familie die Männer 40 Jahre lang weisse Kleider — die Trauerfarbe in ganz Ostasien — zu tragen hätten. Diese Fälle trafen aber so häufig ein, dass die Männer überhaupt nie mehr aus den weissen Gewändern herauskamen. So gewöhnten sie sich daran. Die Frauen tragen in der Regel Pumphosen,

die weit über die Fussknöchel fallen müssen, da es nicht zur guten Sitte gehört, die Knöchel zu zeigen. Der Oberkörper wird nur notdürftig von einer schön gefärbten, kurzen seidenen Jacke bedeckt. Um den Leib tragen die Frauen bunte seidene Tücher, mit denen sie die Kinder am Rücken festbinden.

Einmal wurde ich ins Haus meines Dolmetschers geladen. Wir sassen auf dem Boden und liessen uns die verschiedenen Gerichte, die seine Frau auf leisen Sohlen hereinbrachte, gut schmecken. Die Frau war auffallend schön. Ich machte meinem Gastgeber darüber Komplimente, und er antwortete: «Ja, sie ist eine gute Frau, sie ist wirklich schweigsam.» Dann erzählte er mir verschämt, er glaube, er würde sich bald in seine Frau verlieben. «Bei uns ist das anders, als bei euch,» fuhr er fort. «Die Eltern bestimmen, wen ihre Kinder heiraten sollen, wenn sie ungefähr fünfzehn Jahre alt sind. Das ist auch richtig; denn die Eltern besitzen mehr Verstand als die Kinder. Erst später ziehen die Kinder von ihren Eltern weg zum gemeinsamen Leben.» Und ich: «Ihr müsst somit versuchen, jene lieben zu lernen, die ihr geheiratet habt. Wir dagegen versuchen, jene zu heiraten, die wir lieben.» «Uns erscheint unsere Art nicht schlimm», meinte er. «Wir fangen zwar mit kaltem Wasser an, und das kann nur wärmer werden, während ihr mit heissem Wasser beginnt, das nur kälter werden kann.»

Die Koreaner sind naiv und träge, aber auch schlau; sie wissen sich überall zurechtzufinden. Sie sehen auf Ausländer leicht herab. Nicht ehe man beim Sprechen die Stimme senkt, langsamer spricht und sich auf koreanische Weise tief vor ihnen verneigt hat, kommt man ihnen näher. Dann aber wird man in ihr Haus eingeladen, und sie erzählen mit Stolz von ihrer grossen Vergangenheit.

Sie halten zähe an ihrer Tradition fest, und ihr Familiensinn ist vorbildlich. Die Eltern werden hoch verehrt. Betritt ein bebrillter junger Mann einen Raum, in dem sich ein alter Mann mit Brille aufhält, so nimmt der junge seine Brille ab; denn niemals möchte er den Eindruck erwecken, er sei ebenso klug wie der alte. Fünf- bis sechsjährige Kinder tragen fast immer ein kleineres Geschwisterchen auf dem Rücken. Spielsachen sah ich nie. Die Mädchen schaukeln gern stehend auf einer Schaukel und bringen es darin zu grosser Fertigkeit.

Viele elternlose Kinder liefen in Pusan herum. Wie ich beobachten konnte, litten sie oft an Hautkrankheiten. Die Amerikaner versuchten, diese Kinder zu sammeln und in Waisenhäusern unterzubringen.

Korea hat eine Einwohnerzahl von über 20 Millionen Menschen, von denen 15 Millionen in Südkorea wohnen, mehrere Millionen sind ja aus Nordkorea geflüchtet. Die Oberfläche ist fünfmal so gross wie jene der Schweiz. Das ganze Land ist hügelig, Nordkorea gebirgig, wo nach Kohlen und anderen Mineralien gegraben und Industrien betrieben wer-

Ein Landschaftsbild aus der Gegend von Pusan. Korea ist ein ausgeprägtes Bergland; es besteht beinahe ganz aus Bergen, Hügeln und dazwischen eingebetteten Tälern, in denen sich strohgedeckte Lehmhütten zu Gruppen zusammenschliessen, in deren Umkreis in Friedenszeiten ein buntes Leben vor sich ging. Frauen mit gefüllten Körben und Töpfen auf dem Kopf und einem Kind auf dem Rücken schritten über die Pfade zwischen den Reisfeldern oder knieten am Flussufer und wuschen die Wäsche. In den Dörfern kugelten halbnackte Kinder mit Schweinen und Hunden durcheinander. Die Männer arbeiteten auf dem Felde.

Foto Dr. med. Karl Grunewald.



den, während in Südkorea die Landwirtschaft vorwiegt; der Süden kann nicht ohne den Norden, der Norden nicht ohne den Süden leben.

Das Essen besteht mindestens dreimal täglich aus Reis. Dazu isst man viel getrockneten oder frischen Fisch. Während der Gemüsezeit bereitet man oft Chim-Chi, d. h. man lässt Gemüse in grossen Steintöpfen gären, giesst den Saft von rohem Fisch darüber und fügt weissen und roten Knoblauch hinzu. Im Winter werden dem Körper aus dieser

Nahrung die nötigen D- und C-Vitamine zugeführt. Jede künstlerische Betätigung wird hoch gewertet. Bei Einladungen sitzt das Mädchen, das am schönsten malen kann, auf dem Boden und malt mit Tusche auf Seide. Diese Gemälde sind oft sehr schön und eigenartig.

Die Geisterwelt spielt im koreanischen Leben eine grosse Rolle. Jeder Berg, jedes Haus, jeder Mensch besitzt seine eigenen Geister. Während der ersten Zeit des Aufenthalts der Amerikaner er-

Flugaufnahme d. Stadt Miryang, die an der Linie Pusan-Taegu liegt. In breitem Band schlängelt sich der Naktong-Fluss an den Hügeln vorbei. Foto ATP-Bilderdienst.





Markt in Pusan. Foto Dr. med. Karl Grunewald.

eignete sich ein Autounfall nach dem andern. Man fand schliesslich heraus, dass die Koreaner möglichst nahe an die fahrenden Autos herangingen, damit ihr böser Geist überfahren werde. Immer noch leben die Lehren des Konfuzius und des Buddha in Korea, wenn auch nur in kleinerem Aus-

mass. Ein buddhistischer Tempel lag etwa 20 km von unserem Krankenhaus entfernt in den Bergen. Gerne genossen wir jeweils dort ein paar ruhige und stille Stunden.

Uns erschienen die Koreaner als ein bescheidenes, bedrücktes Volk mit geringen Ansprüchen. Es tat uns leid. Im November 1950 sahen wir die Flüchtlinge glücklich in ihre zerstörte Heimat zurückkehren. Einen Monat später sahen wir dieselben Menschen den langen Weg nach Pusan zurückgehen. In langen Reihen zogen sie in ihren unpraktischen weissen Kleidern, mit schweren Bündeln auf Kopf und Rücken, der junge Mann oft seine alte Mutter tragend, ein endloser Zug müder, entkräfteter Gestalten. Auf diesen staubigen Strassen wurden sie wieder und wieder von den langen Autokolonnen und Tanks die Strassenböschung hinabgedrängt, verstaubt standen sie dort, sich demütig dem harten Schicksal beugend, bis sie wieder ihren beschwerlichen, trostlosen Marsch zu den Lehmhütten von Pusan fortsetzen konnten. Sie erschienen uns wie Schachfiguren in den Händen unbarmherziger Spieler. Wann würden sie wieder in Ruhe und Frieden ihre Heimat aufbauen können? In diesen ihren Wunsch können wir, die wir dieses Volk haben leiden sehen, nur aus ganzem Herzen einstimmen.

Ja, wann werden sie wieder aufbauen können? Vorläufig wird immer noch vernichtet.



Ein Aussenquartier von Söul mit zwei typischen Koreanern: Bärtiges Gesicht, weisse Kleidung. Foto ATP-Bilderdienst.

Bild rechts: Das Krankenhaus des Schwedischen Roten Kreuzes in Pusan, dem noch eine ganze Reihe von Zelten angehörten.

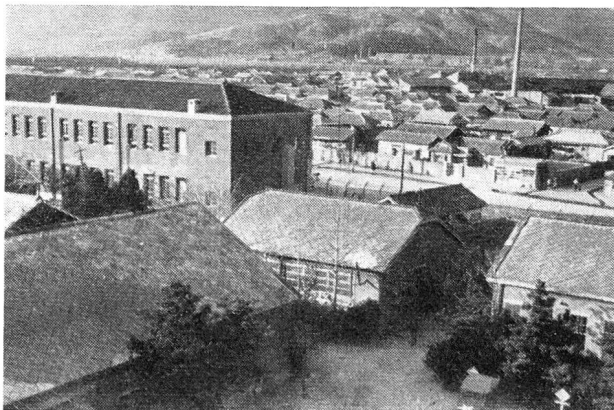


Bild links: Vor dem Entlausungszelt im schwedischen Hospital. Die verwundeten Kriegsgefangenen harren in Gruppen der Entlausung, bevor sie den verschiedenen Abteilungen des Spitals zugewiesen werden.



Bild rechts: Im Hof des schwedischen Spitals. Eingelieferte verwundete Kriegsgefangene.



Bild links: Zwei mit schweren Verbrennungen verwundete Kriegsgefangene. Sie tragen Gipsverbände.



Fotos Dr. med. Karl Grunewald, Lund

Eine obdachlose koreanische Flüchtlingsfamilie am Rande der Stadt Pusan, ein heute alltägliches Bild in diesem unglücklichen Land.